Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 5

Artikel: Ich erwarte den Winter
Autor: Blum, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665295

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gleich drohenden Herausforderungen, gegen das „feindliche" Lager hinüber. Endlich wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit unvorstellbarer Wucht — das Gestampfe ließ den Boden förmlich erzittern — stürmten die grauen Kolosse unter dem ohrenbetäubenden Geschrei der Mahouts auf einander los, die riesigen Stoßzähne wie Bajonette bereit, dem Gegner tiefe Wunden beizubringen. In mehreren Fällen war der Anprall der aufeinander stoßenden Kämpfer so stark, daß die Mahouts in weiten Bogen von den Tieren herabgeschleudert und in der Hitze des Gefechtes zertreten wurden. Ein furchtbares Gemenge entstand, wobei die in grenzenlose Wut geratenen Elefanten ein in weitem Umkreis hörbares Brüllen von sich gaben, das einen erschaudern ließ. Da benützte einer den Augenblick, um dem andern seine gefährlichen Stoßzähne in den Leib zu bohren, und dort rangen zwei mit in einander verschlungenen Rüsseln mit einander, im Versuch, sich zu Boden zu bringen. Fällt dann einer der Kombattanten und liegt er im Sande, so wird der Stärkere keinen Moment säumen, dem Unterlegenen den Todesstoß zu versetzen und sich erst beruhigen, wenn jener auch wirklich erledigt ist.

Der ganze furchtbare Kampf dauerte ungefähr anderthalb Stunden und endete mit im ganzen 29 Gefallenen. Ich für meinen Teil wäre diesem blutigen Schauspiel — hätte ich geahnt, wie die Sache verlief — lieber fern geblieben; denn dadurch erlitt der vorzügliche Eindruck, den der herrliche Umzug vorher auf mich gemacht hatte, eine erhebliche Einbuße. — Da der wiederum überfüllten Bahnzüge wegen an eine Rückkehr nach Kalkutta an jenem Abend nicht mehr zu denken war, blieb uns nichts anderes übrig, als in Delhi zu übernachten, und in jenem Hotel erzählte man uns, daß das „Durbar" (sprich Dürbar), welches wir eben gesehen hatten, nur ein Kinderspiel gewesen sei gegen jenes, das im vorhergehenden Jahre der Maharadscha von Haiderabad (einer der reichsten Fürsten Indiens) anläßlich seines Jubiläums in Szene setzen ließ und das rund eine Million Pfund gekostet haben soll. Vierzigtausend Gäste sollen zu dem Fest eingeladen gewesen sein und am Turnier über zweihundert der auserlesensten Elefanten teilgenommen haben.

Ich erwarte den Winter

Von Ruth Blum.

Wie, der Sommer soll schon über alle Berge sein? Ich kann es nicht glauben, ich tue, als wäre er immer noch da. Lange weigere ich mich, dicke Strümpfe anzuziehen, weigere mich auch, meinen sommerlichen Arbeitsraum, das sogenannte Solarium, mit der Winterstube zu vertauschen. Denn es gibt im Solarium ein Oberlicht, in das ich rein vernarrt bin, ein Dachfensterlein, das sich öffnet in den blauen Himmel hinein ...

Freilich, in diesen abscheulichen kühlen und grauen Tagen blinzelt mich kein blauer Himmel an! Nur der Herbstregen hämmert auf die Scheiben. Und durch die Fensterfugen schleicht sich ein unfreundliches Lüftlein ein und kitzelt mich hinten im Nacken. Aber ich schere mich nicht darum. Ich will auch nicht merken, daß meine Füße auf dem roten Steinboden erstarren, daß von den weißgetünchten Mauern der wahre Gletscherhauch strömt. Solange bin ich gegen alle Herbstlichkeiten blind und taub, bis es mich eines Tages im Halse kratzt und würgt, bis meine Augen tränen und meine Nase tropft. Und da begreife ich endlich, daß mein Freund, der Sommer, verschwunden ist, und daß der böse General Winter vor der Türe steht. Schon streifen seine Vorhuten — Regen, Wind und Frost — ums Haus und zerstören meines Gartens bunten Blumenflor ...

Allein, ehe ich mich mit dem Eiszapfenfürst in einen Kampf aufs Messer einlasse, muß ich durchaus günstigere Stellungen beziehen und mich in einem besseren Gelände verschanzen. Adee — die schlimme Zeit fängt wieder an. Mein Rückzug auf die Winterlinie erfolgt etwas überstürzt, weil die feindliche Heeresgruppe Pfnüsel mich hart bedrängt. „Sauve qui peut!" lautet meine Parole. Immerhin bringe ich mein

Kriegsmaterial rechtzeitig über den Rubicon, das heißt über die Schwelle vom Solarium ins Winterstüblein.

Im neuen Verteidigungsgebiet sieht es etliche Stunden lang ziemlich chaotisch aus. Auf Tischen und Stühlen, auf dem Boden und auf dem Schlafdivan liegen Berge von leeren, beschriebenen und bedruckten Papieren herum. Und das freundliche Stüblein, das während des Sommers so schön aufgeräumt war, verwandelt sich schnell in eine literarische Räuberhöhle. Die „Underwood" steht auf der „Kunst", der Kleistertopf ist in den Papierkorb gestürzt, die Papierschere hat sich mit grünem Stickgarn verwickelt, das Tintenfaß ergießt seinen Inhalt über Goethes „Natürliche Tochter". Rosarote und himmelblaue „billets doux" fahren durcheinander. Und der alte Versailler Vertrag schmiegt sich so zärtlich an die junge Schweizerische Trachtenbewegung, wie einst der greise König David an das Fräulein Abisag.

Seufzend sehe ich es ein: unter diesen Umständen muß ich mich zuerst mit der innern Front auseinandersetzen und eine rücksichtslose Durchkämmung der eigenen Bestände vornehmen. Alle verdächtigen und überflüssigen Elemente — ich meine alle jene papierenen Herrschaften, die sich während der lustigen Sommermonate an ein gewisses Lotterleben gewöhnten — sie werden jetzt auf Herz und Nieren geprüft und je nach Gutdünken entweder liquidiert oder zu neuer Disposition gestellt. Der gewaltige Säuberungsprozeß geht leider nicht ohne Brandopfer ab. Alles Nutzlose wandert ins Krematorium — oder, bei handlichem Format, in ein gewisses Häuschen mit Herzausschnitt. Bei den Verbrennungen im Ofen stellen sich bisweilen Vergasungen ein. Doch handelt es sich nur um Rauch- und Stinkschwaden aus der harmlosen Schwarz-Kreis-Gruppe, deren gasförmige Kampfstoffe dann entstehen, wenn Druckerschwärze bei ungenügender Sauerstoffzufuhr zum Abschmelzen kommt ...

Mit anderen Worten: mein liebes Stübchen hüllt sich in beißende Rauchwolken ein, und die Ofenrohre stinken fürchterlich. Ich sitze hustend vor dem Ofenloch, blase mir die Lungen entzwei und stochere mit dem Schürhaken im glimmenden Wust der Briefe, Zeitungen, Broschüren und refüsierten Artikel herum. Endlich nach einer halben Stunde zucken zage blaue Flämmchen auf. Hurtig lege ich Tannzapfen und drei dünne Scheitlein nach — und bald durchflutet den Raum eine wohlige Wärme. Nur die Ofenrohre behalten ihre häßlichen Düfte bei. Aber das ist immer so, wenn zum erstenmal im Herbst angefeuert wird. Morgen wird es schon besser sein ...

Ich sitze gemütlich auf dem Boden und bringe den restlichen Papiersalat in Ordnung, jede Gattung wird manierlich auf ein Häuflein gelegt: Briefe von Redaktionen, Briefe vom Verlag, Briefe von Verehrern, Kategorien A, B und C ... Der Steuerzettel und eine alte Zahnarztrechnung wandern bei abgewandtem Angesicht zurück ins „Mäpplein für Unerledigtes" ..

Allmählich lichtet sich der Berg, und ich bin sehr vergnügter Dinge. Die trauliche Ofenwärme erheitert mich, und vor ihrem knasternden Sperrfeuer zieht sogar die feindliche Heeresgruppe Pfnüsel ihre Späh- und Störtruppen zurück. Husten und Halsweh verschwinden ganz. Nur der Schnupfen selber will das Feld nicht räumen. Er hat sich im Labyrinth der Nasengänge eingegraben und sogar im Anfang der Eustachischen Röhre einen Brückenkopf gebildet. Indessen besteht auf unserer Seite die Aussicht, ihn mit Hilfe von Gabatabletten und Joddämpfen einzukesseln und langsam aufzureiben.

Gefechtspause. Ich benütze die Frist, um meine Winterstellung auszubauen. Ich hänge die Vorfenster an und lege einen dicken Teppich unter das Schreibmaschinentischlein. Dann pilgere ich in der ganzen Wohnung herum, um meine Kamelhaarfinken zu suchen. Leider bleiben sie unauffindbar, und ich muß meine kalten Füße in zwei Skisocken stecken.

Meine Stimmung wird immer besser. Ich fühle mich gegen alle Uebergriffe des Feindes gesichert und gewappnet. Nur der Gedanke an die Gefahr aus der Luft erfüllt dich mit Unbehagen. Soeben habe ich einen kleinen Vorgeschmack bekommen: der Hausmeister ist über den Estrich gegangen, um Rattenfallen zu stellen. Unter seinen festen Schritten hat sich die graue Oelfläche von meiner Stubendecke gelöst

und mich mit einem künstlichen Nebel beworfen.

Allmählich wird es Zeit, schlafen zu gehen. Mein Freund Jaköbli, Leutnant der Reserve, soll mich als Fürsorgeoffizier in den achtstündigen Urlaub begleiten. Ich hole ihn aus dem Hinterland der Grümpelkammer hervor, fülle ihn bis zum Rande mit Wasser an und mache Anstalten, ihn ins heiße Ofenrohr zu schieben. Jaköbli aber weigert sich, im schwarzen Tunnel zu verschwinden. Offensichtlich hat er nicht genügend Platz am alten Ort. Sonderbar! Ich taste mit der Hand in den Bratofen — und fahre mit einem Schrei zurück — denn ich habe eine höchst eigentümliche, widerliche Masse angerührt. Herzklopfend zünde ich eine Kerze an, leuchte hinein in den rußigen Schacht — und verstehe! Verstehe, warum Jaköbli nicht in die Röhre rutschen will, verstehe vor allem auch, warum es den ganzen Mittag in meiner Stube so widerlich roch ... Auf der kochenden Gußplatte des Ofenrohres braten nämlich meine gesuchten Kamelhaarfinken ...

Da dämmert es mir blaß auf, daß ich die guten, neuen Pantoffeln am letzten Heizabend im April zum Anwärmen ins Ofenrohr schob. Fünf Minuten nur wollte ich sie drinnen lassen — allein, aus fünf Minuten sind fünf Monate geworden!

Traurig werfe ich die rauchenden und stinkenden Trümmer auf den Mist. Und jetzt gleitet Jaköbli ohne Widerstreben in die warme Versenkung. Mit seiner bekannten, ein wenig unsoldatischen Behäbigkeit dehnt er sich wohlig aus, und das Wasser in seinem Bauche fängt vor Freude zu singen an. „Jaköblis Nachtgesang" nenne ich dieses Urgeräusch der Schöpfung ...

Kommen Sie nur herein, General Winter, und hören Sie zu, wie reizend mein Freund Jaköbli Bettkrug singt! Schmilzt Ihnen da nicht ihr hartes, böses Eiszapfenherz?

Die Klausbräuche in der Schweiz

Die Klausbräuche sind in zahlreichen Ortschaften der Schweiz noch erhalten geblieben; obschon ihrem nächtlichen Zauberlärm nicht mehr der kämpferische Geist von früher anhaftet. Sie sind aber Sinnbild einstigen Volksglaubens geblieben und besitzen kultische Bedeutung.

In der Ostschweiz kommt am 6. Dezember, dem Nikolaustag, der „Samichlaus" zu seinen Kindern. Aber obschon dem Brauch sozusagen überall die gleiche Bedeutung zukommt, tritt er nicht an allen Orten am gleichen Tage in Erscheinung. So durchziehen die bekannten Appenzellerchläuse mit ihrem rein heidnischen Charakter am Silvester mit ihren originell-phantastischen Hüten aus Laubsägearbeit die Dörfer des Hinterlandes. Bei diesem Kult wirken in trachtenartigem Mummenschanz beide Geschlechter mit, was die Zauberkraft des Kultes erhöht. Die Appenzellerchläuse postieren sich am Silvestermorgen vor Häusern auf, läuten in rhythmischem Mehrklang mit ihren Schellen und Treicheln und erhalten dafür Gaben. Manchmal „jucken" sie zum Dank hiefür noch einmal auf, was zweifellos als Nachahmung des früheren Kulttanzes angesehen werden kann.

Die Kaltbrunner-Chläuse in ihren weißen Hosen und Hemden, den mächtigen, schön verzierten Kopfbedeckungen mit ihrem geheimnisvoll leuchtenden Kerzenlicht im Innern und den mächtigen Treicheln auf der Brust wirken besonders originell. Sie führen mit dem Eselstreiber den „Esel" in der Mitte durch das Dorf. Das Kerzenlicht in der Riesen-Inful ist als christlicher Kultureinfluß zu deuten.

Der Wiler-Chlaus zeigt schon mehr christliche Tendenz, die allerdings mit einem heidnischen Wesenszug vermengt wird. Denn an der Seite des schenkenden Bischofs schreitet als strafender Begleiter und Eselsführer der aus dem germanischen Norden bekannte Knecht Ruprecht. Der wilde Götterschimmel Wuotans erscheint als geduldiges Eselchen.

Der Oberländer-Klaus erscheint am Neujahr im Zürcher Oberland. Hier ist es kein Schuljunge, sondern ein erwachsener Mann, der einen hohen, oft erleuchteten Kopfputz und an starken Bändern einen großen Reif mit den auf sich abgestimmten Glocken trägt. Er zieht vor die Häuser, wünscht viel Glück, erhält seinen Batzen und macht zum Dank ebenfalls einen „Juck". So